

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

199 (26.8.1932) Unterhaltung und Wissen

# Winkerschaukungen und Wissen

## Die serbische oder griechische Nachtigall singt immer noch Fröhlich morgens an der Grenze

Frühmorgens, wenn die Hähne krähen... Es krähen aber keine an dieser kleinen Station; vermutlich würde auch sie nicht existieren, wenn nicht just hier eine Grenze ginge, um mittels Uniformen, Paß und Zollkontrolle den friedlichen Europäer daran zu erinnern, daß es Nobergebiete gibt. Aber im Gebüsch singt ein unsichtbarer Vogel in das blaue Grau der frühen Stunde. Vielleicht ist es eine Nachtigall, denn ganz ähnlich dem Nachtigallensong klingt das lockende Rufen und die schmelzende Melodie seiner Worte, die ich nicht verstehe, weil ich noch nie — wie Wagners Siegfried — in Drachenhaut gehabet habe.

Am übrigen haben wir ja viel, viel Zeit. Das ist so eine der seltsamen Eigenschaften aller Grenzstationen. Warum wir an dieser Stelle zwischen Griechenland und Serbien so lange liegen bleiben, wissen nur die Götter des Balkans; denn zunächst läßt sich eine halbe Stunde lang niemand sehen. Vielleicht ist der Zug zu früh angekommen; aber das dünkt uns wahrscheinlich. Paßanzüge kommen nie zu früh an. Vielleicht beginnt der Tag, will heißen der Dienst, erst um fünf Uhr; das dürfte am wahrscheinlichsten sein. Und weil dies ein Dienst ist, der nur mit Uniformen ausgeübt werden kann, so muß eben das Zivile gehoramt werden. Und wir warten. Wir warten sogar ganz gern. Wenn man zwanzig Stunden ununterbrochen fährt hinter sich hat, ist man froh, daß die Räder ein Weichen still stehen. Man kann endlich das Fenster öffnen, ohne daß eine Wolke Ruß von schlechten Kohlen hereinwirbelt.

Die serbische oder griechische Nachtigall singt immer noch — man sieht sie nicht, und so kann man nicht wissen: Ist sie auf einem serbischen oder griechischen Baume. Vielleicht wechselt sie auch den Platz, ist bald hier, bald dort, so ein recht widerstandsloser Geselle. Fröhlich am Ende gar ferliche Körner, fliegt über die Grenze und läßt dort etwas fallen und schädigt auf diese landsverräterische Weise die agrarische Produktivität der Heimat; so etwas dürfen sonst nur ostentative Großgrundbesitzer, die ihre republikanischen Subventionen in der Schweiz verjubeln. Solche selbstamen Gedanken kommen einem, wenn man wartend an der Grenze sitzt... Es ist höchste Zeit, daß endlich die Zollbeamten auftreten und ihres Dienstes warten, sonst kommen mir noch viel schreierliche Gedanken. Der serbische Zöllner spricht erfreulicherweise deutsch, nicht viel, aber was er sagt, ist so gut, und das genügt ja auch. Niemand kann von ihm verlangen, daß er den Faustmonolog rezitieren kann, weil wir gerade im Goethejahr leben. Wir unterhalten uns also ganz nett; auf Grammatik und richtige Aussprache lege ich keinen Wert, er darf auch nicht auf den Inhalt meiner Reden. Offenbar hat er mir angelesen, daß ich viel zu eifrig bin, um anderes als griechische Zigaretten zu schmecken. (Zudem: die griechischen Zigaretten, prima Sorte, das Stück 4 bis 5 Mark, sind alle getragene. Tip für Reisende: wenig Mähe mitnehmen, unterwegs kaufen!)

Die serbische Nachtigall flötet unentwegt. Ich gehe ein wenig am Bahnsitz entlang. Es ist, wie es gesagt, eine ganz kleine Station. Gleich neben den Weichen liegen Kacker und eine paar Gärten. Ihre Umgebung ist interessant: Stachelstrauch, Kletterrose aus dem Mittelmeer, mit jenen charakteristischen französischen Eisenstangen bewachsen, durch deren gewundene Oefen der Draht läuft. Offenbar ist hier in der Nähe während des Krieges die Front der Saloniki-Armee gegangen; nach dem Zusammenbruch ließ man die Verhau stehen, und die Bauern des Balkans, praktisch und sparsam wie die Bauern der ganzen Welt, sahen ein, daß Stachelstrauch nützlich sein kann. So züchten sie ihre Kacker mit dem Zeug ein.

Umständlich besteht sich der Bahnsitz. Aus dem entferntesten Dorfe kommen Bauern; sie haben Ferkel, Hühner, Butter, Käse und Lammchen bei sich. Neues Zupferpersonal taucht auf: darunter ein Schaffner, der als echter Serbe so nach KNOLOUCH klingt, daß man das Fenster aufreißen muß, wenn er ins Weichen hereinerschaut hat. Eine Frau erscheint mit Eimer, Besen und Rucksack; in dem Eimer befindet sich eine eigenartig riechende Flüssigkeit, eine

Mischung von Karbol und Parfüm. Damit wäscht sie den Wagen auf. Ich vermute, daß nun der Wagen amtlich desinfiziert ist — mindestens wird den griechischen Fliesen und Bänken der Luftentzug unangenehm gemacht, damit später die nachrückenden serbischen Paß und Währung finden. Volkswirtschaftlich nennt man das Antiseptik.

Endlich fährt der Zug ab. Es geht eine fruchtbare Ebene ent-

lang. Im Osten und Westen ragen die von Karl May her in spannungsvoller Erinnerung noch lebendigen Schuchten des Balkans: mit Sipekaren, dem Schut und Kara Ben Remsi, sowie Handhji Halek Omar Ben Handhji Abul Abbas Ibn Handhji Damud al Gossarah bevölkert. In unserem Zuge ist freilich davon nichts zu bemerken, und je weiter wir gen Osten kommen, um so mehr überwiegen Militärs, darunter höhere Offiziere mit höchst farbigen Uniformen, die den Fundus jeden Operettentheaters wirkungsvoll bereichern könnten. Und als der knoblauchduftende Schaffner uns in Uestück verlassen hat und an seine Stelle ein erschütternder Schaffnergehilfe getreten ist, mit weißen Glacéhandschuhen, Bügelfalte, ein Adolphe Menjou des Balkans, mit schmachtender Augen und nach Coty duftend, da wissen wir: nun beginnt Europa, wo es am überträglichsten ist.

Rudolf Gustav Haebler.

## Boulogne, das Felsenest

In die Felsen der sich groß und mächtig erhebenden Berge der französischen Kanalküste ist die wildromantische Hafenstadt Boulogne nur mer hineingebaut. Neben dem nahen Calais ist sie einer der großen Durchgangspunkte des Verkehrs zwischen dem europäischen Festland und England, und an besonders klaren Tagen kann man die Küste der englischen Grafschaft Kent fern am Horizont verbämmern sehen. Wie an der englischen Seite umrahmt den Englischen Kanal auch hier gewaltige Felsmassen, zwischen denen hindurch einstmals in ferner Vorzeit, als nicht auszubehende Katastrophen hier den Wellern einen Weg gebahnt hatten, die Wogen des Atlantischen Ozeans und der Nordsee sich in ungestümr Umrarmung für immer ineinander verschlang.

Man sieht es der heute so friedlichen französischen Provinzstadt Boulogne nicht mehr an, daß sie fast bis an die Schwelle der Neuzeit eine Küsterröde gewesen ist. Mit Boulogne nach Calais zu beginnt „La Flandre Maritime“, das französische Flandern an der See, und Boulogne, wie der vliamische Name von Boulogne lautet, ist auch noch heute seinem Wesen und Baustil nach eine jener alten verträumten vliamischen Städte. Freilich hat die französische Sprache hier in den letzten Jahrhunderten die vliamische oder richtiger niederländische Sprache völlig verdrängt, und alle Träume der Großniederländer von der Wiedererrichtung eines Diefischen Reiches von Boulogne bis zum Dollart ändern nichts daran, daß in

### Friedrich Nietzsche sagt:

Es gibt wirklich Menschen, welche eine Sache damit gepredigt zu haben glauben, daß sie dieselbe deutsch nennen. Es ist der Gipfel der nationalen Verdummung und Furchtheit. (Morgenblätter)

### Ein Sonntagsjäger

Pammel geht in eine Delikatessenhandlung. „Ich möchte gern einen Hasen kaufen.“  
„Babure“, sagt der Verkäufer, „Hafen sind ausverkauft. Aber wenn ich Ihnen mit etwas anderem dienen kann...? Wir haben heute zum Beispiel wunderbare Büchlinge herbeigekommen.“  
„Widen Sie sich wirklich ein“, sagt Pammel, „meine Frau würde mir glauben, wenn ich ihr erzählte, ich hätte Büchlinge geschossen?“

### Freundliche Kritik

„Was halten Sie von dem jungen Maler K.“ wurde eines Tages Max Liebermann gefragt.  
„Ja mir ganz sympathisch“, sagte der Altmeister, „er bildet sich meistens nicht auf seine Malerei ein, und das ist ziemlich selten, wenn einer nicht kann.“

Boonen oder Boulogne französische Sprache und Kultur bereits lange die Oberhand erlangt haben. Niederländisch oder vliamisch ist wohl der Baustil der älteren Häuser mit den hohen Giebeln; niederländisch ist auch eine gewisse Behäbigkeit des Lebens gegenüber der sonstigen französischen Lebendigkeit, aber Denken und Fühlen der Bevölkerung sind ebenso vollkommen französisch wie die Sprache, die sie spricht.

Dennoch lebt das altertümliche Boulogne mehr in der Gegenwart, als der flüchtige Besucher, der die Stadt nur zwischen den Bahnhöfen Boulogne-Station und Boulogne-Hafen mit dem Auge durchquert, ahnt. Für die internationale Esperantobewegung ist hier historischer Boden. Hier wurde vor mehr als einem Vierteljahrhundert unter der persönlichen Leitung des Dr. Zamenhof, des Schöpfers der Kunstsprache Esperanto, der erste internationale Esperantistenkongress abgehalten, und wer das weltbekannte Abzeichen des grünen Sternes trägt, der kann es wohl erleben, in Esperanto angesprochen zu werden. Boulogne ist noch heute eine der Hochburgen der französischen Esperantisten, und internationales Denken beherrscht die Bevölkerung dieser etwa 50 000 Einwohner zählenden Stadt.

Boulogne ist ein Felsenest im wahren Sinne des Wortes. Uebereinander etagenförmig gestaffelt liegen die Häuserreihen der Straßen bis hoch in die Berge hinein, als wollten sie die tief gelegene Hafeneinfahrt, von wo aus die englischen Dampfer der Southern Railway (Südbahn) in schneller Fahrt von 1 1/2 Stunden nach Folkestone hinüberfahren, gegen alle Unbill schützen. Wenn auch Boulogne als Hafenplatz keine größere Bedeutung mehr hat, so ist doch sein Hafen auch heute noch von zahlreichen Fischerfahrzeugen belebt, deren Anblick die Romantik des Stadtbildes noch erhöht. Hier liegen die kleinen Fischerboote wie Ruten unter den breiten Flügel der helle eng aneinandergedrückt, wenn draußen im Kanal der Sturm wütet und die schaumgekrönten Wellen sich an der Felsenküste von Boulogne in ohnmächtiger Wut überschlagen. Welche Stimmung auch das launische Wetter hervorrufen mag, Boulogne behält immer seinen Reiz.

Boulogne hat in der Geschichte mehr als einmal als Ausgangspunkt von Einfällen in England eine Rolle gespielt. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Napoleon I. hier ein Heer von 80 000 Mann zusammengestellt, für jene Zeit eine große Zahl, um den Krieg gegen die Engländer auf englischem Boden fortzuführen. Die un sichere Lage auf dem europäischen Festlande bestimmte ihn, von diesem Vorhaben Abstand zu nehmen, aber noch heute erinnert eine hohe Säule in der Nähe der Stadt an jene nicht so fernem Tage, in denen der jahrhundertlange französisch-englische Gegensatz nach in voller Stärke bestand. So ist Boulogne aber auch ein sichtbarer Ausdruck der Wandlungen geworden, die sich im Verkehr der Völker untereinander vollziehen können, ein Stück Verheißung einer Zeit, die der nationalitätlichen Gegensätze unserer Tage ebenso sehr spotten wird, wie uns modernen Menschen die Stadtbilder des Mittelalters lächerlich erscheinen.

Otto Burgemeister.



„Doch, einmal geh ich noch hin!“ entschied Grete. „Ich möchte doch zu gern wissen, warum er den Schwindel aufgebracht hat.“  
Das Haustelefon klingelte. Hete Müller nahm den Hörer ab: „Hier Sortierraum!“ — „Ja — ja — ja — wir kommen gleich!“ — „Wir sollen Decken aus der Kälte holen“, wandte sie sich an die anderen, während sie den Hörer wieder anging. „Die Böhlke sagt, sie kann sich nicht mehr rühren vor Wäre.“

Sie sah den Griff des einen der beiden großen Lagerkörbe, die in dem Raume standen, und zog ihn hinter sich her. „Los, kommt“, ermunterte sie die anderen drei. Während sie zur Kälte gingen, tauschten sie ihre Meinungen über den neuen Chef, den sie nur flüchtig kannten, untereinander aus. „Ob er wohl so ist wie sein Vater?“ meinte Mieke Renner.

„Hoffentlich.“ Die Wollmer zog ein sorgvolles Gesicht. „Ich wollte gerade wieder mal wegen Gehaltserhöhung rein gehen. Jetzt kann ich schließlich bei zwei Chefs Witteföhen sagen. So ein Red! Hoffentlich kriegt er überhaupt was!“ — Sie mußte den größten Teil ihres Gehaltes zu Hause abgeben. Ihr Vater und der jüngere Bruder waren schon lange arbeitslos und bezogen Krüsenunterstützung. Jetzt hatte sie hundertzwanzig Mark. Von den hundertfünf, die sie ausgezahlt bekam, mußte sie fünfundsiebzig Mark Kostgeld geben und zehn Mark zur Miete bezahlen. Von den restlichen dreißig Mark im Monat hieß es sich kleiden und alle anderen Ausgaben, wie Friseur, Schuhe bezahlen, usw. befreiten. Um das Fahrgeld zu sparen, ließ sie fast immer die dreieiertel Stunden ins Geschäft. Nur abends fuhr sie manchmal mit der Straßenbahn.

Sie brauchte notwendig einen neuen Sommermantel; der

alte war total hin, den konnte sie nicht mehr anziehen. Hoffentlich ging die Sache mit der Gehaltserhöhung nicht schief! So tolerant und gutmütig der Chef auch im allgemeinen war, in Geldsachen war er knauserig bis zum äußersten. Der Prototyp des alten, soliden Kaufmannes, dessen Worte wie seine Unterschrift Gold wert waren; der noch niemals im Leben seinen Namen quer über einen Wechsel geschrieben hatte; in dessen Betrieb noch keine Buchungen- und Rechenmaschinen Eingang gefunden hatten, und der selber aus Sparmaßregeln niemals mit dem Auto, sondern stets nur mit der Untergrundbahn zu seiner Wohnung und ins Geschäft fuhr.

Nur wenn es um Gehaltszulagen ging, verließ ihn das Patriarchalische und er wurde knurrig und reizbar. Na, es mußte eben probiert werden! Schlimmstenfalls würde er Nein sagen, und dann war der neue Sommermantel futsch. — Als sie auf dem Rückweg mit den vollen Körben an der Expedition vorbeikamen, rief Frau Sperber von drinnen mit ihrer lauten, schrillen Stimme: „Fräulein Wollmer!“

Das Mädchen ließ den Korb stehen und ging zu ihr hin. „Ja, was ist denn?“  
„Sie haben hier wieder Quatsch gemacht“, schnauzte die Expeditionistin sie an. „Zwischen den Haustuchdecken liegen wieder verschiedene zweite Qualität. Können Sie denn nicht besser aufpassen bei Ihrem Sortieren?“

Das Mädchen nahm ohne ein Wort zu sagen, die Decken, die sie ihr hinwarf, und ging davon. Es hatte keinen Zweck, sich mit der übernerösen Frau in einen Wortwechsel einzulassen, man zog doch nur den Kürzeren dabei. Frau Sperber war einer der Eckpfeiler des Betriebes, über dreißig Jahre im Hause und wußte sämtliche Kunden und ihre Bonität aus dem Kopfe. Sie war schon als Achtzehnjährige in den Betrieb gekommen, als er noch ganz klein war. Dann hatte sie geheiratet, und sich, nachdem sie nach achtjähriger, unglücklicher Ehe geschieden worden war, wieder um ihren alten Posten beworben. Sie genoss großes Ansehen beim Chef und war eine unermüdete Arbeiterin, die auch von den ihr unterstellten Fakturistinnen und Packern das möglichste verlangte. Im Geschäft war sie ziemlich unbeliebt, ihre Nervosität und Reizbarkeit, welche zum großen Teil die Folge eines hartnäckigen Rheumatismus waren, ließen sie zeitweise als recht launenhaft erscheinen.

Dabei war sie im Grunde nicht bössartig, nur ihr Charakter hatte durch das ständige Auf-sich-selbst-Angewiesensein

etwas Männliches angenommen. Dazu kam, daß sie im Gefühl ihres Postens und ihrer Unentbehrlichkeit die ihr Unterstellten gerne ein bißchen ihre Macht fühlen ließ. Wenn sie im Urlaub war, schickte sie Ansichtskarten mit der Aufschrift: „Liebe Kollegen“ an die Expeditionsmittglieder, was diese mit einem etwas schiefen Lächeln zur Kenntnis nahmen. Im übrigen war Frau Sperber eine von den Angestellten, die sich verhältnismäßig gut standen. Sie bezog ein Monatsgehalt von 450 Mark und bewohnte mit ihrer Schwester eine Dreizimmerwohnung in der Nähe des Botsamer Bahnhofes.

Grete Wollmer ging den anderen nach in den Sortierraum. Komisch, daß immer die Schuld zugeschoben bekam, wenn irgend etwas verfehrt gemacht worden war. Alle taten sie immer so, als wenn sie so eine Art Vorgesetzterstellung in der Sortiererei einnähme, und dabei hatte sie doch weiß Gott nicht mehr zu sagen, als die anderen.

Wer das wohl wieder gemacht hatte? — Sicher Mieke; sie konnte niemals die Stoffqualitäten richtig auseinanderhalten. Wenn man es ihr sagte, dann lachte sie sich eins und war fertig damit. Die machte sich nichts daraus, da konnte sie der Chef selber anschauen — dann heulte sie fünf Minuten lang und der Fall war erledigt.

Als Grete in den Sortierraum kam, sagte sie: „Du Mieke, die Sperber schlägt Krach. Die Haustuchqualitäten sind wieder verwechselt!“

Mieke zog die Stirn kraus. „Habe ich denn gestern Haustuch sortiert?“

„Ich glaube, ja.“

„Was's denn sehr schlimm? Ich meine der Krach?“

„Na, es ging. Sie hatte scheinbar wenig Zeit.“

„A, laß sie modern. Wenn sie fertig ist, hört sie von selber wieder auf!“ Damit war die Sache für Fräulein Renner erledigt und sie fuhr fort, den anderen zu erzählen, wie sie bei einer Segelpartie im vorigen Sommer ins Wasser gefallen war, und um ein Haar ertrunken wäre.

Am Abend feierten Jahns im engsten Kreise das Doktor-diplom ihres Sohnes Eberhard. Die Wohnung befand sich in Wilmersdorf, am Fehrbelliner Platz. Sie lag in der ersten Etage und bestand aus sieben Zimmern; dem Wohnzimmer, Herrenzimmer, Musikzimmer, Schlafzimmer und einem Salon.

(Fortsetzung folgt.)